



Abend-

Zeitung.

152.

Dienstag, am 26. Juni 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler [Eb. Hell].

Der schwarze Kopf.

(Beschluß.)

Nach und nach kam Licht in den dunkeln Zusammenhang dieser Auftritte.

Felicie war nach dem Tode ihrer beiden an einem Tage zur Ruhe bestatteten Aeltern in das Haus ihres Oheims und Vormundes, des Marquis von Poménars, königlichen Lieutenants der Provinz, nach Rennes gekommen. Hier erwuchs sie als ein eben so schönes als frommes Kind zur täuschendsten Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Ihr Wille ward so fest, als ihr Kopf hell und ihre Sitte herzigewinnend war; alles dieß aber war das Verdienst ihrer Erzieherin, ihrer guten Mutter Frédeau, die sie wie eine Tochter liebte. In ihrem sechzehnten Jahre sah sie Montménil, welcher, von seinem Vater verstoßen, aus Paris flüchtig, nach Rennes kam, um hier die ersten Proben von seinem Kunsttalente abzulegen. Der junge Künstler fand Zutritt in dem Hause des Marquis, an dem die Kunst einen leidenschaftlichen, aber nicht sehr einsichtsvollen Beschützer hatte. Die beiden erwachenden Seelen fanden an einander verwirklicht, was bis dahin nur in ihren Träumen gelebt hatte. Madame Frédeau aber war die einzige Vertraute ihrer Liebe.

Der Stolz des Vormundes erlaubte nicht, ihm mit einem frühen Geständnisse entgegenzutreten, und Felicie erblickte bald die unübersteiglichsten Hindernisse auf der Bahn ihres Lebensglücks. Montménil wuchs

in der allgemeinen Achtung, der Marquis nannte ihn laut seinen Freund, jedermann hielt ihn für einen erklaarten Liebling des mächtigen Statthalters. Aber ein Geständniß seiner Hoffnungen, eine Erklärung seiner Wünsche würde unfehlbar nicht nur einen entschiedenen Bruch mit dem Marquis, dessen Macht nicht geringer war als sein Stolz, hervorgerufen, sondern wahrscheinlich selbst seine ganze Laufbahn unterbrochen und alle seine künftigen Aussichten vernichtet haben. Die größte Wachsamkeit über sich ward den Liebenden zur peinlichen Pflicht, der sie zwei Jahre hindurch gehorsam blieben. Allein vor einigen Wochen war die Liebe dennoch zur Verrätherin an sich selbst geworden. Der Marquis hatte ihr Geheimniß erspäht — er war außer sich vor Zorn — nicht bloß sein Haus, sondern die Stadt wurde dem armen Montménil unter einem unscheinbaren Vorwande verboten, und er mußte sich noch glücklich preisen, daß der Zorn seines ehemaligen Beschützers nicht noch zu schlimmeren Handlungen der Gewalt, wie sie damals gewöhnlich waren, sich verirrete. In dieser Zeit gelangten Fueslier's Nachrichten zu ihm. Montménil, seiner Liebe gewiß, war schnell entschlossen — er eilte nach der Hauptstadt, um zuerst den Vater wieder zu gewinnen. Im Begriff, Rennes zu verlassen, erklärte ihm Felicie ihren festen Entschluß, nicht von seiner Seite zu weichen. Ihr Gehorsam hatte seine Grenzen erreicht; sie war entschlossen, das Haus ihres Vormundes, das ihr zum Gefängniß geworden war, auch wider seinen

Willen zu verlassen, und in Gesellschaft ihrer treuen Mutter Frédeau dem Geliebten zu folgen. In einem offenen Schreiben, das die Festigkeit ihres Willens beurfundete, hatte sie dem Marquis erklärt, daß sie auf Vermögen und Rang Verzicht leiste, ja selbst dem Namen ihrer Familie entsage, falls er darauf bestuhe — aber, daß ihre Liebe mit ihrem Leben eins sey, und nur mit diesem sie verlassen würde. Der väterliche Segen war die einzige Bedingung, an welche sie ihre Hingebung an den Geliebten knüpfte. —

So flohen sie. Die Gefahr, welche die Flüchtlinge in Paris umringte, war eine doppelte und heißte eine doppelte Vorsicht. Von ihrem Vormunde entdeckt und gewaltsam von ihrem Geliebten getrennt zu werden, war ihre erste, ihre zweite Sorge die, zu früh von dem Vater desselben erkannt und auf diese Art des letzten Mittels beraubt zu werden, ihn mit dem verstohlenen Sohne wieder auszuföhnen. Wenn alle andere Versuche gescheitert waren, so sollte — das war ihrer guten Mutter Rath — Felicie sich ihm zugleich als Agathens Tochter und als Montménil's Braut zu erkennen geben und durch Erinnerungen, die ihm theuer waren, den zürnenden Vater erweichen.

Die doppelte Gefahr machte ein doppeltes Incognito nöthig und die entschlossene und erfindungsreiche Felicie selbst war darauf gefallen, dieß Incognito durch eine doppelte Maske zu sichern. Sie verhüllte daher Kopf und Gesicht unter einem feinen schwarzen Ueberzuge, der, dicht anliegend, ihr das Ansehen einer haarlosen, häßlichen Negerin gab. Ueber diesem aber trug sie, so oft sie gesehen werden konnte, zum Ueberfluß noch eine schwarze Wachsmaske, welche sie nur im Hause ablegte, freilich ohne zu ahnen, daß gerade diese vielleicht übertriebene Vorsicht sie zum Gegenstande der öffentlichen Neugier und zum Gespräche der wundergläubigen Menge machen würde.

Diese Erzählung, welche größtentheils von Madame Frédeau ausging, erklärte nun das Räthsel, welches das Viertel von St. Honoré zweimal mit Tumult erfüllt hatte. Im Anfang derselben hatte Fuselier still und unbemerkt das Zimmer verlassen, — jetzt öffnete sich plötzlich die Thür — und Luçon lag in ihres Sohnes Umarmung. Die Befriedigung aller Anwesenden ward durch diese unerwartete Erscheinung aufs höchste gesteigert. Alles war Bonne und Freude; Mutter, Sohn und Braut bildeten eine selige

Gruppe, wie sie das Auge des Beobachters selten erblickt.

Ich sah Dich zweifeln — sprach Fuselier zu seinem Freunde, indem er ihn an diese Gruppe hinführte, und es war Zeit, die letzte Mine springen zu lassen. — Jetzt fodere ich Dich heraus, Starrkopf, der Du bist, etwas abzuschlagen, was diese Dich bitten werden.

Bei diesen Worten neigten die Liebenden sich vor ihm und während Freudenthränen seine Stimme erfüllten, segnete Le Sage sie mit der Hand.

Einig, alles einig — sprach Fuselier und umarmte den geprüften Freund. — Und Dein ungerechter Haß gegen die Schauspielerswelt — setzte er in seinen Armen hinzu —

Ist lebendig unter dieser Gruppe begraben, sprach Le Sage gerührt.

Und Freund Crispin steht als Grabdenkmal darüber, fuhr Fuselier fort.

So gewiß — sprach Le Sage — daß mein nächstes Schauspiel „Der schwarze Kopf“ heißen soll.

Dieß heitere Wort war kein leeres Versprechen. Er schrieb dieß Stück in der launigsten Stimmung von der Welt, und wiewohl er die Umstände wesentlich veränderte, so erfuhr Paris doch zur Genüge, was diesem fröhlichen Scherz den Ursprung gegeben hatte. Ja, der „Tête noire“ blieb noch lange, doch nur in einem neuen Sinne, das Stadtgespräch von Paris.

Montménil und Felicie waren ein glückliches Brautpaar. Der Herzog von Orleans ward seines Günstlings eifrigster Beschützer und kaum hatte dieser Fürst den Regentenstuhl bestiegen, so gelang es seinem Einfluß, den Marquis von Poménars zur Einsegnung des Bundes seiner Mündel mit dem Premier comédien du Régont, Montménil, unter Herausgabe aller Erbgüter der glücklichen Felicie zu bewegen.

Montménil war und blieb der Liebling der Pariser, die sein Kunsttalent täglich mehr zu bewundern Anlaß fanden. Die Ausföhnung der Römer mit Dominique und Francisque, ja mit der ganzen komischen Oper war sein Werk — sein Wandel aber gewann nicht bloß ihm, sondern seinem ganzen Stande überhaupt die Achtung der Hauptstadt, welche ihm von nun an zuerst auch die höheren Kreise derselben eröffnete.

Luçon und ihr Gatte lebten fortan in dem geschätzten und glänzenden Hause ihres Sohnes, und viele Jahre hindurch sahen seine Freunde ihn jetzt

selbst nach Sonnenuntergang eben so heiter, freundlich und rüstig, als er sonst um diese Zeit mürrisch, scharf und ungerecht gegen sich selbst gewesen war. —

Wilhelm von Lüdemann.

Bunte Steine.

Von Richard Roos.

Die alten Choräle sind herzergreifende Anklänge einer frommern Vorzeit. Die Frivolität und Künstelei unserer Tage läßt, wie es fast scheint, Aehnliches nicht mehr gelingen. Hat wohl auch nur einer der neuern Choräle, wie man sie, besonders auf dem Theater, in Verbindung mit Decoration und Costüm, begleitet von einem vollen Orchester, gesungen von Kunstgerechten, oft hört, auch nur entfernt die Einfachheit, Kraft und Würde der alten Gesangbuch-Melodien: „Nun danket Alle Gott“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ zc. — Sollte denn mit der alten Frömmigkeit die alte Kunst, sie melodisch auszu drücken, auf ewig verloren gegangen seyn?

In Musterlisten des 17. Jahrhunderts heißen Deserteurs ausgerissene Schelme. Das wäre kein übler Name für unsichtbar gewordene, leichtsinnige Banquerouteurs.

Des Sterbenden letzter Hauch ist oft des Lebenden erster zum Kredit.

Die häufige Ausstellung von Wachefiguren-Kabinetts, ist, meint man, nur der neuern Zeit eigen. Es fanden aber dergleichen Ausstellungen schon im 17ten Jahrhundert statt. So war z. B. 1683 in Leipzig der königl. französis. Hof in 22 lebensgroßen Figuren für 2 Groschen zu sehen und 1704 stellte ein Schweizer, Heinrich Schalch, den englischen und dänischen Hof in dem prachtvollsten Costüm, nebst mehreren andern berühmten Personen, wie den französis. Marschall Tallard, den Hessen-Kassel'schen Stallmeister Peunenburg zc. in Wachs gearbeitet aus.

Als der im 16. Jahrhundert hochberühmte französische Archäolog Casaubonus noch in Montpellier als Bibliothekar lebte, ward er von einem dummen Fremden, der ihn bloß besuchte, um sich seiner Bekanntheit rühmen zu können, gefragt: Ob es wohl noch

einen Gegenstand der Alterthümkunde gebe, über den er nicht geschrieben? — Doch, sagte Casaubonus lächelnd, einen einzigen, über dessen Erklärung ich eben sitze und schwitze; denn er wird mir allerdings blutsauer. „Darf ich wohl den großen Gegenstand kennen?“ — Gern, und können ihn auch vorläufig in der Beschreibung Ihrer Reise verkündigen. Ich strebe nämlich der gelehrten Welt zu zeigen: „Ob und wie die Jungen zu Athen grinzten, wenn sie die Ruthe bekamen.“

Das abgenutzteste und doch noch tragbarste Kleidungsstück ist der Mantel der christlichen Liebe. — Das lockerste und doch häufigste Siegel — das der Verschwiegenheit.

Johannes der Täufer lebte bekanntlich meist in der Wüste, kleidete sich in Ziegenfelle mit Ledergürtel, verschmähte, obschon nicht Mitglied eines Mäßigkeitvereins, doch Wein und andere Spirituosa und nährte sich von Kräutern, wildem Honig und Wasser. Wenn der gute Mann jetzt in einem eleganten Hause Gevatter sehen sollte, was er wohl für Augen machen würde zu silbernem Taufgeschirre, geschmückten Pathen, Torten und Wein belasteten Tischen! — Was man aber auch im Taufhause von ihm sagen würde, wenn er in seinen Ziegenfellen käme, den lieben Kleinen keine Zuckerdüten mitbrächte, dem Küster nichts in's Taufbecken wüfse, verschiedenen Händen nichts ein drückte, und nach Jahr und Tag Pathchen mit Kräutern und Honig beschenkte — „Einmal gebeten, aber gewiß nicht wieder!“ —

Auch in den Benennungen der Krankheiten hat sich unsere Zeit merklich verfeinert. Der spanische Pips, der schwarze Tod zc. — wie schauerlich klangen einst dergleichen Namen und wie sonderbar manche, z. B. der Schnarrkirkel, der 1551 in Sachsen grassirte und von welchem es in Vogel's Leipziger Annalen heißt: „Es lag den Leuten heftig in Häuptern, fiel ihnen nachmals auf die Brust und ers tickte viel; bei etlichen schlug Pleuritis (Brust- oder Lungenentzündung) dazu, die starben gemeinlich.“ Wenn jetzt in den Zeitungen stände: Se. Durchlaucht, Se. Excellenz zc. sind am spanischen Pips, am Schnarrkirkel zc. selig verstorben, wie würde das klingen! wie gelehrt und vornehm-fremd klingt dagegen die Cholera!

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß).

In dieser Woche hat Frankreich auch wieder einen seiner ausgezeichnetsten Gelehrten, Herrn Abel Remusat verloren. Nach dem Geständnisse der Engländer selbst hat kein jetzt lebender Schriftsteller so viel für die politische, religiöse und literarische Geschichte von China gethan als er. Auch verdanken die Naturgeschichte und Geographie den angestrengten Arbeiten dieses berühmten Orientalisten, der nur 43 Jahre alt geworden ist, sehr viel. Seit langer Zeit stand er ad interim der Stelle eines perpetuirlichen Secretairs der Akademie der Inschriften vor und bekleidete die eines Professors der Chinesischen Sprache am Collège de France, wie er denn auch Conservateur der orientalischen Manuscripte bei der königlichen Bibliothek war.

In der schönen Literatur habe ich vorzüglich auf einen Roman in einem Bande: Stello, vom Grafen A. de Bigny, aufmerksam zu machen. Der Cing-Mars dieses Schriftstellers war lange Zeit der beste Roman der ehemaligen jungen Schule, der Diamant der Krone der Romantiker. Man muß sich nicht wundern, wenn jene junge Schule, die jetzt doch mehre Grauköpfe an ihrer Spitze sieht, dieses einzige Meisterwerk in ihren Vorrede, Manifesten so sehr gerühmt hat. Es war jedenfalls ein sehr glücklicher Versuch im historischen Romane, der sehr viel Lobenswerthes enthielt, obschon in einer ganz andern Art als Unstre Dame von Paris, deren Erfolg endlich den des Cing-Mars in Schatten stellte. Ich hoffe jedoch, daß Bigny sich nicht für geschlagen halten und dem jungen Sieger nicht die Palme überlassen wird, ohne noch einen neuen Versuch auf diesem Kampfsplatze gewagt zu haben, wo man nicht sagen soll, daß er einmal nur aus Mangel an Mitkämpfern gesiegt habe. Wir Alle erwarten ihn also bei einem zweiten historischen Romane, doch kann man Stello nicht unbemerkt lassen, ob gleich zu bedauern ist, daß Bigny statt hier den Handschuh gegen B. Hugo aufzuheben, vielmehr gegen Sterne und Hofmann zu kämpfen scheint, und sein Talent dadurch vielleicht compromittirt. Denn Stello ist nichts anderes als eine dreifache und vierfache Erzählung durch die Betrachtungen und Abschweifungen von ein Paar erdichteten Personen unterbrochen, deren erborgte Originalität sich darin gefällt, die Aufmerksamkeit des Lesers ungefähr auf dieselbe Art zu zerstreuen, wie der Pailasse, der Clown oder der Gracioso der alten Paraden, die mitten in einer ernsthaften Scene dem edlen Vater oder der Prinzessin einen Nasenstüber gaben. Unter allen Erzählungen darin hat mir die der Madem. de Fontanges am besten gefallen und ich gestehe, daß ich nichts Amüthigeres, Pikanteres, Koketteres und Neckenderes kenne. Weit minder gefallen die drei andern, obgleich André Chenter in verschiedener Rücksicht gerechte Bewunderung verdient.

Aus München.

Juni 1832 *).

Die herrlichen Bauten, welche unter der Regierung König Ludwig's begonnen wurden, gehen ihren

*) Von einem andern Correspondenten.

stillen ruhigen Gang fort. Es ist nämlich eine auffallende Erscheinung, daß hier nicht so lärmend gebaut wird als anderswo. Man sieht nur wenige Hände beschäftigt und die Riesengebäude entstehen so nach und nach, daß es zum Verwundern ist und eben so überrascht, als wenn sie wie durch einen Zauberschlag aus der Erde wüchsen. In diesem Augenblicke wird an dem Königsbau, der Pinakothek, der Ludwigskirche, der Bibliothek, der Hofkapelle und dem Staatsschatzgebäude gearbeitet. Zu einer Kirche auf dem Königsplatz, der Glyptothek gegenüber, werden die Marmorblöcke bereits behauen. Der Königsbau ist am weitesten vorgeschritten. Schon blinken die herrlichen Spiegelfenster in diesem prächtigen Gebäude, man sieht bereits die Granitsäulen die Hallen stützen, die Stuckvergoldungen und die sinnigen Deckengemälde und Superporten al fresco in dem Erdgeschoße. Es ist ganz aus Werkstücken von grünlichem Tuff, der in dem Unterberge gebrochen ist, im Geschmacke des Valastes Pitti erbaut. Er hat zwei Stockwerke, welche vier der gegenüberstehenden Häuser überragen und die Plattformen der Seitenflügel sollen mit Orangerie besetzt werden. Das Einzige ist Schade, daß das Gebäude zu groß für den Platz ist und daß demnach das ungeheuerere antikebaute Theater von Marmor davon erdrückt wird. Hinter und zwischen diesen beiden Kolossen wird nun die Hofkapelle erbaut, in ihrer byzantinischen Alterthümlichkeit, und ich bin begierig, wie diese drei so verschiedenen Baustyle einst eine schickliche Vereinigung erhalten werden, die sie ihrer Bestimmung nach durch verbindende Bögen wohl erhalten müssen. Die Pinakothek ist ebenfalls ein bewundernswerthes Prachtgebäude, das aber unbegreiflicher Weise ganz versteckt liegt. Der Riesenplan, nach welchem München einst in seiner ganzen Ausdehnung angebaut werden soll, erklärt nun wohl dieses Placement der jetzt isolirt stehenden Baudenkmale; ob er je verwirklicht werden wird, ruht für uns noch als unaufgelöstes Räthsel.

Die lebensfrohen, südlich lebendigen Münchener haben ihre Frühlingbelustigungen Trotz dem schlechten Wetter doch recht gemüthlich genossen. Der Bock, dieses beliebte Bier, das nur im Mai getrunken wird, ist bis auf ein Weniges, welches zum Frohnleichnamstage immer aufgehoben wird, bereits ausgeleert, die Militair, Musiken im Hofgarten und am Chinesischen Thurme, letztere auch von der haute société besucht, haben zum Ergötzen Aller begonnen und die beliebte Mentberschwaige, Hesselohre, die Märzenbierkeller und das fernere Staremberg am Würmseer erfreuen sich zahlreicher Besuche.

Mit der Literatur will es nicht recht fort. Verlangt wird fast nichts im Schönwissenschaftlichen. Dies kommt daher, weil sehr wenig, namentlich von dem schönen Geschlechte, gelesen wird. Ein Verleger kann hier im Orte selbst auf gar keinen Absatz rechnen. Lesebibliotheken gibt es nur zwei hier und diese sind nicht benutzt, und haben daher außer alten Romanen wenig, und von den neuern wichtigern Erscheinungen nichts.

Das Theater könnte bei seinen vortrefflichen Mitteln mehr seyn als es ist. Das Repertoire ist arm und im Neuen noch mehr zurück als die Leihbibliotheken. Zu dieser Frist ist Eklaire und die Schröder verreiselt, in der Oper fehlen Pellegrini, die Schöner und die Wespermann.

(Der Beschluß folgt.)